Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3983.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 445. **Dienstag** den 2. September 1902. 96. Jahrgang.

Zum Sedantage.

Als vor zwei Jahren überzart empfindende Seelen den Vorschlag machten, den Sedantag nicht zu begehen, weil damals deutsche und französische Truppen in China nebeneinander kämpften, folgten zwar Manche, die diesen Wunsch für einen Wink von oben hielten, der Anregung, der großen Mehrheit des Volkes aber war der Gedanke durchaus nicht sympathisch.

Die Abneigung gegen den Vorschlag, den Sedantag als nationalen Festtag schlechthin zu streichen, entspricht einem gesunden politischen Instincte. Gerade in diesem Jahre wird es uns fühlbar, wie werthvoll der Sedantag für uns ist. Der leidige Streit um die Zollfrage hat die Kluft zwischen den Parteien und den Ständen noch erweitert. Dazu kommt, daß gerade in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Verdrießlichkeiten unser innerpolitisches Leben verbittert hat. Da erscheint es dann gewiß wünschenswerth, daß an einem nationalen Gedenktage festgehalten wird, der die kleinen und die großen Verdrießlichkeiten der Politik vergessen läßt und alle Deutschen umschlingt, mögen sie nun einen 7 Mark-Zoll oder einen 5 Mark- oder einen 3 Mark-Zoll für wünschenswerth halten. Derartiger gemeinsamer nationaler Festtage haben wir nicht viele, außer dem Sedantage nur noch die Geburtstage des Kaisers und der Landesherren der Einzelstaaten. Da sollte man sich denn doppelt besinnen, diesen Tag auszuschalten.

Die Feier des Sedantages aber gilt noch einem anderen Zwecke. Gerade in der letzten Zeit haben sich in Frankreich die Revanchereden gehäuft und man sah dabei hohe geistliche Würdenträger in anmuthigem Vereine mit Generalen und activen Ministern. Warum gerade in dieser Zeit die Revanche-Idee wieder lebhafter betont worden ist, wird am besten klar, wenn man daran denkt, daß in der Zeit von der Beendigung des Dreyfus-Processes bis zum Abgange Waldeck-Rousseau's das Revanchegeschrei sich viel seltener hatte hören lassen. Damals war eben eine Zeit vergleichsweiser innerer Beruhigung eingetreten; heute herrscht wegen der kirchenpolitischen Streitigkeiten der Geist der Unruhe und Verwirrung. Man sieht also, daß der Gedanke der Ablenkung nach außen in Zeiten innerpolitischer Stürme den französischen Politikern heute noch ebenso, man möchte sagen, instinctiv innewohnt, wie vor mehr als 30 Jahren den Berathern Napoleon's III., die, um aus den inneren Wirren herauszukommen, den Krieg von 1870 und damit den Sedantag heraufbeschworen.

So lange aber noch diese Neigung, Deutschland gewissermaßen als Blitzableiter anzusehen, in Frankreich besteht, kann es nur heilsam wirken, wenn die Franzosen an der Begehung des Sedantages in ganz Deutschland merken, daß der Blitz in Lindau ebenso einschlagen würde, wie in Memel. Für uns Deutsche selbst aber ist es nicht minder ersprießlich, wenn wir an einem solchen Tage darüber benachrichtigt werden, daß das particularistische Gezänk, das gerade in jüngster Zeit sich in so unerfreulicher Weise wieder hat hören lassen, die Grundvesten der deutschen Einigkeit nicht erschüttern kann.

Das soll das Sedanfest sein: das Fest deutscher Einigkeit. Es soll nicht sein und ist nicht ein Fest der Verhöhnung des damals besiegten Gegners. Davon kann schon darum keine Rede sein, weil Thaten, wie die Vertheidigung von Bazeille durch die französische Marine-Infanterie und wie der große Reiterangriff Galliffet's, Heldenthaten ersten Ranges waren, und weil der Deutsche viel zu gerecht ist, diese Thatsache nicht anzuerkennen. Hat also das Fest nichts für die Franzosen Beleidigendes, so braucht auch keine zarte Rücksichtnahme auf Frankreich seine Feier zu verhindern oder auch nur zu beeinträchtigen.

Das Cartell und seine Gegner in der „Nationalzeitung".

Von Herrn Rechtsanwalt Dr. Zöphel geht uns die folgende Zuschrift zu:

Unter der oben genannten Ueberschrift hat Ihr hochgeschätztes Blatt in den Nummern 442 und 444 vom 30. und 31. August einen Artikel gebracht, von dem es heißt, er stamme von einer Seite, die der Leitung der nationalliberalen Partei im Königreich Sachsen nahe stehe. Der Artikel wendet sich gegen eine Zuschrift, die, unter dem Titel „Der Nationalliberalismus in Sachsen" von der „Nationalzeitung" in deren Nummer 497 vom 28. August 1902 aufgenommen, verschiedene Einwendungen gegen die Cartellpolitik des nationalliberalen Landesvereins erhebt.

Der Gewährsmann Ihres hochgeschätzten Blattes nennt meinen Namen, schildert meine Haltung zu dem Cartellantrage des Vorstandes und deren Erfolg bei der letzten Hauptversammlung des Landesvereins, jedoch in unzutreffender Weise und nimmt in wenig erfreulicher Art auf meine Stellung als Vorsitzender des Jungnationalliberalen Vereins Leipzig Bezug, so daß ich mich gezwungen sehe, mich zu diesem Artikel zu äußern.

Der Cartellantrag wurde in der letzten Hauptversammlung von dem Berichterstatter mit einer umfänglichen Begründung empfohlen, in der die Neigung, das Cartell grundsätzlich für alle Wahlkreise Sachsens anzupreisen, den Mangel an politischen Erwägungen in weiteren Augen nicht ausgleichen konnte. Der gleiche Hang, der auch in dem Artikel Ihres Blattes vorherrscht und der eine unerfreuliche Beigabe der Cartellpolitik zu sein scheint, der Hang, politische Zweifel, wenn solche überhaupt auftauchen, durch Zahlen und Statistik auszulösen, veranlaßte mich zu der Mahnung, doch vor Allem in jedem einzelnen Falle die veralteten Zahlen des angeblichen Besitzstandes nachzuprüfen. Mir schien ferner die Frage keineswegs so leicht zu beantworten, ob denn nicht durch das Cartell dieser oder jener Wähler, der nach reiflicher Prüfung sich für eine Partei entschieden hat — und solcher Wähler giebt es Dank der vorzüglichen Schulbildung in Sachsen gewiß mehr als anderswo —, ob nicht gerade solch ein Wähler unserer Sache entfremdet werde. Man braucht nur zu erwägen, wie umfassend die nationalliberale Partei ist, und man wird ohne Mühe erkennen, daß das Cartell mit irgend einer entschiedenen Interessengruppe — und das sind die anderen Ordnungsparteien alle — der Partei so und so viele treue Anhänger kostet. Denn es ist gewiß, daß zwei Gruppen verschiedener Parteirichtungen von je tausend Mann, die man um Einen Candidaten vereinigen möchte, nicht zweitausend Wähler geben. Die Politik hat hier auch ihr Hexen-Einmaleins. Wenn 1887 zuletzt die Verwirklichung des Cartellgedankens die schönsten Früchte brachte, so darf nicht übersehen werden, daß der Erfolg unter ganz außergewöhnlichen Umständen erzielt wurde. Es ist aber doch immer mißlich, Ergebnisse, die die äußerste Noth gezeitigt hat, vom Alltagsleben zu erhoffen, in dem der begeisterte Schwung fehlt, doppelt mißlich, wenn man den einigenden Gedanken von 1887 mit der Interessenzersplitterung bei der nächsten Wahl vergleicht. Daß das Cartell, wenn man es abschließen will, hier in Sachsen nur mit den rechts stehenden Parteien der Conservativen und Reformer eingegangen werden kann, gebe ich gern zu. Doch lohnt es sich gewiß der Mühe, ehe man den Schritt thut, recht reiflich zu erwägen, ob die großen Opfer an höheren politischen Gütern einem Erfolge geweiht werden, der dessen würdig und der auch sicher genug ist.

In ähnlichen Gedankengängen wie die hier zu Grunde liegenden bewegten sich damals meine Ausführungen.

Wenn nun Ihr Gewährsmann die Abstimmung zu dem Cartellantrage, bei der einzig ich gegen den Antrag gestimmt habe, zum Anlaß für die Behauptung nimmt, ich sei ein Officier ohne Soldaten gewesen, so fällt der Vorwurf, den er dem Correspondenten der „Nationalzeitung" wegen lückenhafter Wiedergabe der Vorgänge macht, auf ihn zurück. Da er, wie ich annehmen darf, der Versammlung beigewohnt hat, so kann ihm nicht entgangen sein, daß während meiner Ausführungen und nachträglich mir von vielen Seiten Uebereinstimmung mit meiner Haltung ausgedrückt worden ist, und zwar geschah dies nicht nur aus der Versammlung heraus, sondern, wie ich noch ergänzend bemerken möchte, später von angesehenen und geachteten Parteifreunden, die den Bericht gelesen hatten. Auch lehrt ein Blick ins Protokoll, daß zwei der Herren, die vor mir sprachen, keine unbedingten Anhänger des Cartells genannt werden dürfen und daß ein dritter Herr, der bisherige Generalsekretär, doch recht gewichtige Zweifel gegenüber dem Cartell anregte. Daß diese Herren nicht gegen den Antrag stimmten, kann seinen Grund in der Fassung gehabt haben, die in ihrer bedingten Form auch den Ausführungen der zweifelnden Parteifreunde Rechnung trug.

Von dieser schonenden Berücksichtigung abweichender Anschauungen, die dem Vorstande bei dieser Gelegenheit zur Zierde gereichte, läßt aber nun die Abhandlung Ihres Gewährsmannes Alles vermissen. Ich kenne den Correspondenten der „Nationalzeitung" nicht und bin auch nicht in der Lage, allen seinen Ausführungen zuzustimmen, aber was er sagt, hätte gewiß eine sachliche Widerlegung gefordert ohne die persönlichen Anspielungen auf seinen Ehrgeiz, von sich reden zu machen, auf seinen Haß gegen die eigene Parteileitung, der ihm alle Besinnung raube, auf Mangel an Selbstzucht und politischer Schulung. Man möchte fast daran zweifeln, daß diese persönlichen Ausfälle von einer der Parteileitung nahestehenden Seite kommen, denn es wäre beklagenswerth, wenn unser Vorstand einer derartigen Ausdrucksweise bedürfte, um seine Entschließungen zu rechtfertigen. (Ich kenne die Herren des Vorstandes persönlich und schätze sie hoch und darf aus dieser Kenntniß versichern, daß, wenn der Einsender des Artikels auch der Parteileitung nahe stehen mag, er doch des vornehmen Geistes, der dort waltet, keinen Hauch verspürt haben kann.) Mir ist keine Kundgebung unseres Vereinsvorstandes bekannt, die in so eigenmächtiger Weise den andersdenkenden Parteifreund von den Stühlen der Partei hinwegweist, wenn er sich in dem Mittel, seine Beschwerden vorzubringen, vergreifen sollte. Das zeichnet den Vorstand des Landesvereins in hohem Maße aus, daß er bis heute im Interesse der Partei stets sich zu der Anschauung bekannt hat, die auf tiefer Erfassung unseres politischen Bekenntnisses beruht: In meines Vaters Hause sind mancherlei Wohnungen. Es darf aber weiter zu Ehren des Vorstandes angenommen werden, daß er in dem Artikel Ihres Gewährsmannes nicht eine erschöpfende Wiedergabe seiner Erwägungen erblickt. Wohl sind manche von den angeführten Gründen beachtenswerth und auch sehr gewichtig, andererseits fehlt jede politische Erwägung, die auch das besondere Interesse der Partei ins Auge faßte, gänzlich und jede tiefer gehende Erörterung, ob das Cartell auch einem höheren politischen Ziele zuführe, vermißt man leider ebenfalls. Darum bleibt der Artikel ziemlich unfruchtbar. Durch solche übertrieben einseitige Betrachtung, wenn sie obendrein mit persönlichen Anwürfen verbunden ist, kann meinem Empfinden nach der Sache nicht gedient sein.

Deutsches Reich.

Berlin, 1. September. In der Beurtheilung der wirthschaftlichen Zukunft unserer Colonien findet man Freisinnige und Socialdemokraten, wie auf so vielen anderen Gebieten, stets einmüthig und von dem Drange beseelt, die Lage und die Aussichten der colonialen Unternehmungen in den schwärzesten Farben zu malen und so in den Augen der Wählermassen sich als Vollbringer der bekannten „rettenden That" hinzustellen. Nebenher geht natürlich die Absicht, unter den breiten Schichten der Bevölkerung das Vertrauen zu den Organen der Staatsregierung immer mehr zu erschüttern und die Unzufriedenheit über den Gang und den Aufwand der deutschen Colonialpolitik zu schüren und zu schärfen. Daß durch solche Taktik der Entfaltung die Aufgabe der leitenden Beamten des Reiches außerordentlich erschwert wird, liegt auf der Hand; glücklicherweise fehlt es aber auch unter den angeblich auf das freisinnige und das socialdemokratische Programm eingeschworenen Staatsbürgern nicht an urtheilsfähigen und einsichtigen Elementen, die für die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der Colonien ein offenes Auge besitzen und aus der Thatsache, daß trotz der systematischen Warnungen und Verhetzungen von colonialfeindlicher Seite die Entwickelung unserer ausländischen Besitzungen eine in anbetracht der kurzen Zeitspanne ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Reiche durchaus erfreuliche und befriedigende gewesen ist, die Ueberzeugung herleiten, daß diese Territorien lebensfähig und aussichtsvoll sind. Im Auslande — und man braucht dabei nicht einmal auf den Colonialstaat par excellence, auf England, zu verweisen — im Auslande wird die Colonialfrage von einem durchaus sachlichen Standpuncte aus behandelt; dort sind alle Parteien übereinstimmend der Meinung, daß colouiale Unternehmungen mit Rücksicht auf die nationale Sicherheit und Wohlfahrt eines Landes, das im internationalen Wettbewerb lebens- und leistungsfähig bleiben und seiner Bevölkerung eine angemessene Lebenshaltung sichern will, unbedingt nothwendig sind, und daß es daher Pflicht der Parteien ist, dieser Nothwendigkeit gegenüber nicht nur den Parteihader und die Sonderinteressen verstummen zu lassen, sondern vielmehr danach zu streben, daß der colouiale Gedanke unter der Bevölkerung des Mutterlandes Wurzel schlägt und in den weitesten Kreisen Verständniß und praktische Verwerthung findet. Frankreich z. B. ist sicherlich ein Land, das in Folge seiner finanziellen Schwierigkeiten alle Ursache hätte, augenblicklich die Durchführung seiner Colonialaufgaben zurückzustellen; das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr treten gerade jetzt wieder die französischen Blätter lebhaft für die Förderung der colonialen Unternehmungen im französischen Sudan ein und betonen, durchdrungen von der Wichtigkeit regelmäßiger und schneller Verkehrsgelegenheiten, daß der Bau einer Eisenbahn unter allen Umständen erfolgen müsse. Gewiß ist es fraglich, ob die hohen Erwartungen, welche die französische Presse betreffs der commerziellen Zukunft des Sudan hegt, sich erfüllen werden, andererseits aber ist es sicher, daß eine Behandlung colonialer Fragen, die den jeweiligen Verhältnissen Rechnung trägt und nicht nur die Energie und auch noch so geringe Erfolge der Unternehmer bereitwillig anerkennt, sondern auch zur kräftigen Unterstützung des begonnenen Werkes auffordert, weit mehr im Interesse der gesammten Nation liegt, als die Taktik der linksstehenden Parteigruppen in Deutschland, die darin besteht, wie die meisten Maßnahmen

---

Feuilleton.

Ein unwillkommener Manövergast.

Humoreske von Ferd. Gruner.

Nachdruck verboten.

In dem schmucken Herrenhause des Gutshofes, welcher Ehrhard Frohnstätten gehörte, herrschte eifrige Thätigkeit. Der Gärtner brachte, unterstützt von einigen Dienstmädchen, an den vier Säulen, welche den breiten Balcon unter dem Hausthore trugen, Reifziggewinde an, in denen Rosen steckten. Vom Thürmchen, das westwärts weit ins Land schaute, wehte eine mächtige Fahne. In den Corridoren und auf den Stiegen waren neue Läufer aufgelegt und das beste Fremdenzimmer im Herrenhause zu einem wahren Schmuckkästchen gemacht worden. Der Gutsherr, eine breitspurige Gestalt mit buschigem, weißem Schnurrbart, der schier jugendlich aussah, trotz der Farbe, hatte an den Vorbereitungen selbst thätigen Antheil genommen. Der Manövergast, den man erwartete, sollte sich wie zu Hause fühlen. Ehrhard Frohnstätten war ja selbst, als er noch den bunten Rock des Kaisers trug, öfters Manövergast gewesen und wußte, wie wohl es thut, nach des Tages Hitze und Beschwerden irgendwo gut aufgehoben zu sein.

Nun trat der Gutsbesitzer in das freundlich-elegante Speisezimmer, wo Marianne, seine Frau, eine Dame mit feinem Teint und nußbraunen Haaren, aus der alteichenen, riesigen Credenz kunstvoll geschliffene Gläser nahm, in denen die Sonne spielte.

„Marianne, ich glaube, wir sind fertig", sagte Frohnstätten mit Genugthuung und warf sich auf einen Sessel. „Nun kann der Herr Leutnant anrücken. Uebrigens wird er auch kaum lange auf sich warten lassen. Denn wir haben jetzt elf Uhr, und spätestens um halb Zwölf soll die Truppe hier eintreffen, wie mir der Bürgermeister sagte."

„Wir sind in der Küche auch fertig", erwiderte Frau Marianne.

„Desto besser. Aber wo steckt denn Julie?" bemerkte fragend der Gutsbesitzer, und seine Stirne zog sich in Falten. „Ich glaube gar, das Mädel weicht Einem aus, weil ich von der Liebelei nichts wissen will."

„Aber, Ehrhard! Sie ist auf ihrem Zimmer und zieht sich um. Quäle doch das Kind nicht immer. Sie hat Rohmann nun schon drei Monate nicht gesehen und einen Briefwechsel führen sie nicht. Es geschieht also doch Alles nach Deinem Willen."

„. . . . Der hoffentlich auch der Deine ist! Denn einen Maler, von dem man annehmen kann, daß er, wie die meisten seiner Genossen, erst nach seinem Tode berühmt werden wird, halte ich nun einmal nicht für das Ideal eines Schwiegersohnes", erklärte bestimmt der Gutsbesitzer und schritt in dem Zimmer auf und ab, zeitweilig stehen bleibend und an den Fenstern trommelnd. „Ich bin sehr froh, daß wir heuer Einquartierung bekommen. Sonst sah Julia Officiere ja ganz gern, bis sie in der Residenz diesen Rohmann kennen lernte. Ich denke, die Einquartierung wird sie auf andere Gedanken bringen. Vorgestern, als ich drüben in Arnsdorf war, traf ich mit dem Oberst zusammen. Ein ganz charmanter Herr. Wir unterhielten uns famos. Ich habe ihm angedeutet, daß ich gern einen jungen, lustigen Officier in meinem Hause hätte."

„Aber, Ehrhard", wandte Frau Marianne vorwurfsvoll ein.

„Na, so direct habe ich es dem Oberst natürlich nicht gesagt. Er verstand mich und meinte, er hätte bei seinem Regiment einen sehr netten Menschen, einen Mann, witzig, humorvoll und — hübsch. Na, ermahne mich nur nicht schon wieder. Vielleicht . . ."

In diesem Augenblicke erschollen Trompetensignale, bald darauf Pferdegetrappel, Helme und Säbel blitzten im Sonnenschein. Braune Soldatengesichter tauchten auf der Dorfstraße auf. Stramme Gestalten, an denen man seine Freude haben konnte. Alles war denn auch auf den Beinen, und die jüngste Generation in kurzen Hosen und knielangen Röckchen lief mit glänzenden Augen neben den Cavalleristen her, die vor dem Gemeindehause, wo die „Quartiermacher" sie erwarteten, Halt machten. Bald schwenkten sie in die ihnen zugewiesenen Quartiere ab.

Geführt von einem Cavalleristen, bog jetzt auf einem hochbeinigen Fuchs ein junger Officier in den Weg zum Gutshofe des Herrn Ehrhard Frohnstätten ein. Dieser erwartete den Gast an der Seite Mariannens an der Schwelle der Hausthür. Frohnstätten hatte den schwarzen Gehrock angelegt und weiße Handschuhe angezogen. Langsam kam der Officier herangeritten. Sein Auge musterte den Schmuck des Herrenhauses. Ein Lächeln der Genugthuung ging über das hübsche, braune Antlitz, dem der schwarze Schnurrbart etwas Männlich-Sympathisches verlieh. Wie angewachsen saß er auf dem Pferde; die kleidsame Uniform paßte ihm wie angegossen.

„Ein prächtiger Mensch", flüsterte Ehrhard Frohnstätten, der etwas kurzsichtig war, seiner Marianne zu, die ebenfalls mit regem Interesse den Officier betrachtete, der nun in kurzem Trabe herankam, sein Pferd zwei Schritte vor dem Thore parirte und im Nu auf dem weißen Kiesboden stand. Die Hacken klirrten zusammen, die Rechte fuhr nach dem Helm.

„Willkommen, herzlich willkommen", rief Frohnstätten, welcher den Hut gezogen hatte, und reichte dem Leutnant die Hand. Auch Frau Marianne that dies mit freundlichem Gruße. Der Officier verbeugte sich tief und küßte respectvoll der Dame die Hand. Als er den Kopf mit dem lächelnden Gesicht erhob, starrte ihn Ehrhard Frohnstätten mit merkwürdiger Nachdrücklichkeit an. Das Antlitz des Gutsbesitzers wurde um einen Ton bleicher, Bestürzung und Aerger und wer weiß noch Alles spiegelte sich auf demselben. Denn eine unheimliche Ahnung überkam ihn, als er in dieses kleine, braune Gesicht mit dem schwarzen, aufgedrehten Schnurrbarte sah. Er hatte den Maler Rohmann zwar nur zwei Mal in der Residenz gesehen, und damals in einem saloppen und natürlich bürgerlichen Anzuge, aber . . . . Frohnstätten warf einen Blick auf Marianne, und sie lächelte. Sie bemühte sich zwar, es zu verbergen, aber um ihre Mundwinkel zuckte es verrätherisch. . . . Es war also der Leutnant . . . Rohmann, der Maler! . . . . Frohnstätten schwindelte; er hätte vor Scham und Aerger in die Erde sinken mögen! Und nun hatte er Julie noch anbefohlen, daß sie an der Schwelle des Speisezimmers den Gast willkommen heiße! . . . Ihn auch noch willkommen heißen! . . .

Der Gutsbesitzer fühlte aber, daß er hier nicht länger mit seinem — er ahnte es — nichts weniger als geistreichen Gesichte stehen könne, und so würgte er denn die Worte heraus: „Bitte, Herr — Leutnant, treten Sie ein . . . ."

Das ließ sich Leutnant Rohmann nicht zwei Mal sagen. Mit einer tiefen Verbeugung ergriff er den Arm der Dame des Hauses. Zerschmettert folgte Frohnstätten. Er dachte gar nicht daran, zu verhindern, daß Julie den Gast begrüßte. Er dachte nur daran, daß dieser Mann, den er bisher ängstlich von seiner Tochter fern gehalten, nun vierzehn Tage unter seinem Dache als Gast wohnen werde! Er hatte sich gefreut auf diese zwei Wochen, so Vieles von ihnen erwartet, und nun? — Er überhörte den kleinen Schrei der Freude, der über des Gutsfräuleins Lippen floh, als es mit freudigem Schreck den Officier erkannte.

Was thun? Frohnstätten floß kalter Schweiß von der Stirn. Für Abends hatte er eine kleine Gesellschaft, darunter auch den Oberst, eingeladen. — Absagen konnte er also nicht lassen.

Im Speisezimmer füllte eben nach altem Brauche, wie er im Hause Frohnstätten stets gepflegt worden, Frau Marianne die blinkenden, feingeschliffenen Gläser und sah nach dem Gatten aus. War das ein Leidenskelch, der seine Hand zittern machte, als er ihn hob und so ruhig, als es ihm möglich war, sagte: „Eine Willkommen nach ehrwürdigem Brauche dem Officiere Seiner Majestät in diesem Hause."

Ein Schatten huschte über Rohmann's Gesicht; er verstand den dunklen Sinn der Worte. Schweigend trank er nach kurzem Dank. Dann zog er sich auf sein Zimmer zurück.

Grollend, wie ein verwundeter Löwe, marschirte der

SLUB
Wir führen Wissen.